

diese Papstworte Seite 107 gegen uns, gegen die deutschen Katholiken; warum nicht viel aktueller gegen die französischen Katholiken? Denn auch die deutsche Nation wird nicht untergehen; nicht untergehen wird die große österreichische Staatsidee. Die Franzosen fürchten sich vor beiden, daß sie wieder-aufersiehen. Warum sich fürchten? Seid nur gerecht gegen uns! Europa, die ganze Menschheit ist ein Organismus, ist der Leib Jesu Christi. Ihr könnt keinem Gliede Schaden antun, ohne euch selbst zu schaden. Wir aber wünschen euch daselbe Heil, wie wir es uns wünschen.

Studentenhilfe.

Gelesen, gehalten in der Generalversammlung des katholischen Universitätsvereines zu Sankt Peter in Salzburg am 24. Oktober 1920.*)

Von Hermann Bahr.

Am vierzig Jahre wird es nun, daß in unserer Stadt Salzburg der Plan einer katholischen Universität entstand. Tatkraftig beherzte Männer faßten diesen Plan, unruhig und ängstlich gemacht durch allerhand Zeichen der Zeit, tief bei sich um die Zukunft unseres heiligen Glaubens, aber auch der von den Vätern ererbten, bisher von Geschlecht zu Geschlecht treu behüteten Geistesbildung, ja der gesamten abendländischen Gestalt besorgt. Wie recht diese Männer hatten mit ihrer Besorgnis, mit ihrer Furcht, mit ihrem bangen Vorgefühle eines in der Ferne dem Vaterlande, ja der Welt drohenden Chaos, das erkennen wir erst jetzt, da wir uns selber schon mitten in diesem rings ausbrechenden, über uns herstürzenden Chaos, schon ergriffen von ihm, ja fast verchlungen von ihm fühlen. Damals aber, vor bald vierzig Jahren, gab es auch unter guten, ihren angestammten Glauben treu bewahrenden und eifrig ausübenden Katholiken manch einen, der jene vorausblickenden Männer „Schwarzseher“ hieß, der ihre Besürchtungen „übertrieben“, der den Gedanken einer eigenen katholischen Universität unzeitgemäß und jedenfalls unnötig fand. „Wozu?“, hörte man arglose Gemüter damals fragen, „wozu denn eigentlich? Haben wir nicht an allen Universitäten vier Fakultäten, ist unter ihnen nicht eine theologische, steht bei dieser nicht unser Glaube in besser Hut? Und was hat unser Glaube denn mit den anderen Fakultäten zu tun, ist Physik oder Medizin oder Geographie nicht für Christen, Juden und Heiden dieselbe, oder gibt es vielleicht ein eigenes katholisches Einmaleins?“ So konnte man auch unter guten Katholiken damals zuweilen mit leisem Spotte fragen hören, denn auch sie hielten ja darauf, hinter den „Fortschritten der Zeit“ nicht zurückzubleiben, und zu diesen „Errungenschaften der Zeit“ gehörte doch vor allem auch die berühmte „voraussetzungslose“ Wissenschaft.

Je weniger Sinn ein Schlagwort hat, desto mehr Erfolg; denn desto leichter bringt jedermann, was ihm beliebt, darin unter. Schon der Begriff der Wissenschaft selber beruht auf einer Voraussetzung, auf derselben Voraussetzung, auf der alles menschliche Denken, ja selbst der einfachste Schluß, den wir ziehen, beruht, darauf nämlich, daß unser Denken richtig ist, daß es eine Wahrheit gibt und daß der menschlichen Vernunft diese Wahrheit erreichbar ist, auf der wir abhingen, uns ganz unmittelbar gewissen, unentbehrlichen, aber damit ja noch keineswegs bewiesenen, ja schlechthin unbeweisbaren Voraussetzung der Richtigkeit, der allgemeinen Gültigkeit, der Verbindlichkeit des menschlichen Denkens, einer nicht bloß uns bindenden, sondern auch an sich geltenden Richtigkeit, die wir schon deshalb nicht beweisen können, weil ja jeder Beweis, den wir führen, eben jene doch erst zu beweisende Beweiskraft unseres Denkens auch wieder schon voraussetzt.

*) Das Manuskript wurde der „Salzburger Kirchenzeitung“ und dem „Neuen Reich“ zu gleichzeitigem Abdrucke vom Verfasser gütig zur Verfügung gestellt.
Die Schriftleitung.

Daß zwei mal zwei vier ist, leuchtet uns freilich ganz unmittelbar ein. Aber es leuchtet uns ebenso ganz unmittelbar auch ein, daß die Sonne sich um die Erde dreht, und wir wissen doch, daß dieser täglich von neuem uns einleuchtende Schein, Augenschein, trügt. Und ebenso leuchtet uns ganz unmittelbar ein, daß, wenn wir einen Baum sehen, dieser Meldung unseres Sehannes nun auch da draußen etwas entsprechen muß, daß der Baum nicht bloß ein Geschöpf unseres Sehannes oder unseres Tastsannes, sondern daß er „vorhanden“ ist, auch ohne uns vorhanden, aber dies „exakt“ zu beweisen ist uns noch niemals gelungen, und wenn wir wissen, daß es Sinneswahrnehmungen gibt, die Sinnestäuschungen sind, so wissen wir im Grunde keineswegs, ob es auch Sinneswahrnehmungen gibt, die keine Sinnestäuschungen sind, wir wissen nicht, was den Meldungen unserer Sinne denn „da draußen“ eigentlich entspricht, noch wissen wir, ob ihnen überhaupt etwas entspricht, ja wir wissen nicht einmal, ob es dieses „da draußen“ überhaupt gibt, ob nicht auch dieses „da draußen“ selber schon uns nur von unseren Sinnen vorgespiegelt wird. „Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf“, prahlt der Baccalaureus im Faust, und so widersinnig, wider unsere Sinne, dies klingt, wir wissen ja nicht, ob und wie weit wir unseren Sinnen trauen dürfen, ebenso wie wir nicht wissen, ob und wie weit wir unserer Vernunft trauen sollen, wir Armen, die wir alle doch in unserer Vernunft und unseren Sinnen gefangen liegen. Wenn wir aber, um leben, um wirken, um auch nur einen einzigen Schritt wagen zu können in dieser Welt, den Urteilen unserer Vernunft und den Zeugnissen unserer Sinne dennoch trauen müssen, ihnen zutrauen müssen, daß sie gelten, nicht bloß für uns, sondern auch „objektiv“, dann dürfen wir dies aber kein Wissen nennen, sondern es ist schon Glaube, der ganz naive Glaube, den jeder Mensch mit auf die Welt bringt, der dem Menschen angeborene Glaube, daß es eine Wahrheit gibt und daß diese Wahrheit dem Menschen mit seiner Vernunft erreichbar ist.

Wie die Menschheit sich diesem angeborenen Glauben an die Wahrheit ursprünglich ganz arglos freudig überläßt, dann aber bald dadurch, daß sie die Wahrheit des einen der Wahrheit des anderen oft genug widersprechen sieht, aus ihrem Vertrauen aufgeföhrt und allmählich an der Möglichkeit irgend einer Wahrheit überhaupt irre wird, an ihr zu zweifeln und damit an sich selbst zu verzweifeln beginnt, doch sich immer wieder aufrafft und zu jenem angeborenen nativen Wahrheitsglauben des Urmenschen immer wieder zurückkehrt, immer reiner, immer bewukter zurückkehrt, immer zuverlässlicher, daß es eine ewige Wahrheit gibt, und daß diese Wahrheit dem Menschen erreichbar ist, das zeigt uns schon Babylons, Agyptens, Chinas Geistesgeschichte, doch am reinsten das unauslöschlich über die Jahrhunderte hin fortglänzende Beispiel des edlen Griechenvolkes, von der stillen Seligkeit der homerischen Welt durch die dunklen Ahnungen seiner ersten Philosophen über die Zweifelsucht der Sophisten bis zur Verklärung in den platonischen Dialogen, zur Vollendung in Aristoteles, dem baumeisterlichen Manne, wie ihn Goethe genannt hat. In dieser alten Welt wächst aus immer wiederkehrenden Verzweiflungen an der Wahrheit mit eben dadurch immer von neuem gesteigerten Verlangen nach der Wahrheit immer entschiedener die Sehnsucht nach einer Hilfe für die Vernunft, einer Hilfe von oben: durch die ganze alte Welt zittert schon ein Schrei von Sehnsucht nach Offenbarung, der ganzen alten Welt liegt schon gleichsam das Veni Creator Spiritus auf den Lippen! Und nun geschieht dann das Ungeheure: die ewige Wahrheit selber tritt lebhaft unter die Menschen, lebt als Menschensohn mit den Menschen, der heilige Geist wird den Menschen gesendet, unsere heilige

Kirche wird sein Gefäß. Und damit ist nun auch der menschlichen Vernunft erst der ihr verordnete Beruf zugewiesen: der ewigen Wahrheit zu dienen. „Bekehrung Gottes“ ist sie seitdem, wie der heilige Thomas von Aquin sich selbst einmal genannt hat.

Was im Dienste der ewigen Wahrheit, was als Bekehrung Gottes die menschliche Vernunft mit menschlicher Sinnenkraft zu leisten vermag, unsere göttlichen Dome wie die großen „Summen“ der christlichen Denker, selber auch solche göttliche Bauten, Dome des Geistes, zeugen davon bis auf den heutigen Tag. In diesem strengen Dienste der Wahrheit fühlt sich nun aber die menschliche Vernunft mit der Zeit so gewaltig erstarken und ihr Vertrauen gewinnt damit solche Macht, daß sie, stolz auf ihre vom Geiste der Wahrheit empfangene Kraft, ja wie trunken davon, allmählich zu vergessen beginnt, wem sie sie zu danken hat, daß sie sich immer mehr überhebt, ja der Hilfe von oben fortan entzogen zu können meint, daß sie sich von der Berufssünde der Geistigen, der Superbia verlocken läßt, dem Dienste der ewigen Wahrheit untreu wird und sich anmaßt, selber Wahrheit zu schaffen: ein neuer Begriff von Wahrheit taucht damit auf, der einer Wahrheit, die das Geschöpf des Menschen wäre.

Zwei Begriffe der Wahrheit stehen fortan einander gegenüber und ihr Gegensatz ist recht eigentlich der Motor der neueren Geistesgeschichte. Der eine, der alle glaubt, daß es eine Wahrheit gibt, von aller Ewigkeit her, aus sich selbst und an sich selbst, der menschlichen Vernunft erreichbar. Der andere will eine solche von der Zustimmung des Menschen unabhängige Wahrheit nicht anerkennen, er meint, daß es ohne den Menschen überhaupt keine Wahrheit gibt, er meint, daß Wahrheit erst durch den Menschen entsteht, er meint, daß es der Mensch ist, der allein Wahrheit erst erschafft. Nach jenem alten Begriffe ward dem Menschen seine Vernunft gegeben, um die Wahrheit, die schon ist, aufzufinden. Nach dem neuen Begriffe hat die menschliche Vernunft die Wahrheit erst hervorzubringen, Wahrheit wird erst aus der Vernunft. Weltanschauung ist für jenen alten Begriff Anschauung einer schon vor mir und auch ohne mich existierenden Welt, Reflex eines Objektes im Subjekt, meine Relation zum Absoluten. Für den neuen ist Weltanschauung ein Schöpfungsakt meines Intellekts, der aus sich eine Welt erst ins Dasein ruft, die vor ihm noch niemals war, die nach ihm niemals mehr sein wird. Es ist nur konsequent, wenn ein Dadaist neulich den Menschen ermahnt hat, doch nicht mehr „auf den Schwindel hereinzufallen, den ihm sein eigener Intellekt vormacht.“ Dada ist nur das letzte Wort des folgerichtigen Subjektivismus. Plato und Dada stehen jetzt einander gegenüber und jedermann kann wählen.

Jene Männer, von denen der Plan der Salzburger katholischen Universität stammt, haben dies vor fast vierzig Jahren schon kommen gesehen. Wenn die Menschheit erst einmal aufhört, an eine ewige Wahrheit zu glauben, wenn die Menschheit erst einmal anfängt, die Wahrheit zu subjektivieren, zu relativieren, wenn ihr Wahrheit nur noch ein Geschöpf des Intellekts, sozusagen nur noch eine Kunst des Gehirns ist, warum soll sich dieser schöpferische Intellekt mit einem einzigen Geschöpfe begnügen, in einem einzigen Schöpfungsakt erschöpfen, wer will irgend einem Gehirne diktieren, was es auszuschwätzen hat? Jene Männer erkannten vor bald vierzig Jahren schon, daß, wenn das Auge des Glaubens erblindet und die Menschheit nun, wie Fr. S. Jacobi gesagt hat, Brillen erfinden will, mit denen man ohne Augen sehen kann, wenn die Wahrheit erst einmal der Willkür ausgeliefert wird, wenn mit dem Glauben an ein ewiges, über uns thronendes, unserem Willen entzücktes Wahres, Schönes, Gutes auch

jedes bindende, zwingende „Du sollst!“ über uns verstummt, daß dann das Chaos wiederkehrt.

Wie recht, wie grimmig recht, wie niederschmetternd recht jene Männer mit ihrer Furcht um die Geflüchteten des Abendlandes hatten, erkennen erst wir ganz, wir, die wir jetzt das Chaos über Europa hereinbrechen sehen. „Sichere Burg der Wahrheit“ hat Leo XIII. in seinem Schreiben an den Fürsterzbischof Franz Albert Eder der Salzburger Universität genannt. Wen verlangte nicht heute nach einer solchen „sicheren Burg der Wahrheit“? Kaum irgend einem Geschlechte ist jemals die Notwendigkeit gesicherter Wahrheiten lebendiger am eigenen Leibe bewiesen worden! Wir erleben den Triumph der Idee von denen der Plan unserer katholischen Universität stammt!

Aber es ist nun von einer schmerzlichen Ironie des Schicksals, daß wir in eben dem Augenblicke, wo wir die Notwendigkeit unserer Universität gebieterischer fühlen als je, daß wir in eben diesem Augenblicke des Triumphes unserer Ziele ferner sind als je. Wie jeder, der gestern noch eine Summe Geldes besaß, weiß auch unser Verein nicht, ob er sie heute noch hat, er weiß nicht, wie viel er hat, er weiß nur, daß er heute weniger hat als gestern und daß er morgen noch weniger haben wird als heute; denn überreichliches Geld schmilzt jetzt wie Schnee in der Frühlingssonne weg. Aber was noch gefährlicher ist: selbst wenn wir morgen unsere Universität erbauen könnten, wir wüßten ja nicht, ob es morgen überhaupt noch Studenten geben wird. Denn eben die Schichte, aus der sich bisher die Studentenschaft verjüngt hat, die Schichte des gebildeten Mittelstandes schwindet, der Mittelstand verschwindet. Noch vor dem Kriege hat ein Wiener Student mit zweihundert Kronen monatlich leben können. Jetzt reicht das für Blicher nicht mehr. Er kann es jetzt mit zweitausend kaum. In unserer Stadt Salzburg hat ein Student diesen Sommer über Steine geklopft, um sich von der Abmahnung eines Steinklopfers so viel ersparen zu können, daß er dadurch den nächsten Winter in Wien vor dem Hungerlode bewahrt zu bleiben hofft. Diese heroische Verbindung von Student und Steinklopfer ist bewundernswert, aber ich zweifle, daß ein solcher Heroismus Viele lockt.

Vor einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben des Historikers Eduard Meyer, jetzt Rektor der Berliner Universität; ein „Aufruf“ eines „Kuratoriums“ für „Studentenhilfe“ lag bei. Darin wird berichtet, daß jetzt Tausende von Berliner Studenten nur einmal in der Woche ein warmes Essen haben, Tausende! sagt der Bericht, daß viele Studenten überhaupt nicht mehr wohnen, sondern den Tag in öffentlichen Räumen, Hörsälen, Bibliotheken, die Nacht aber auf den Bahnhöfen zubringen und daß es diesen nur einmal die Woche warm essenden, nirgends wohnenden, durch die Stadt streichenden Studenten an Kleidung, Schuhwerk und Blichem fehlt. Es ist ein erschütterndes, ein herzzerreißendes Bild! Wie gut hat es dagegen doch der Bestsellende von einst gehabt, „Studio auf einer Reispuppe, jupheidi, jupheida!“ Das Jupheidi verklang. Vor dieser grauenhaften Not muß im Augenblicke jede andere Sorge schweigen, aus allen Universitätsfragen ist über Nacht eine Studentenfrage geworden: Soll die Studentenschaft zum Lumpenproletariat werden? Wollen wir zusehen, wie der Student ausstirbt? Soll die höhere Bildung, die bisher auch dem Armeen zugänglich war, fortan nur noch ein Vorrecht der Schieber sein?

Unser Verein kann aus eigener Kraft nicht helfen. Er kann seine Mittel nicht einem anderen Zwecke zuwenden als für den sie von den Gebern bestimmt sind. Er darf dies nicht, auch wenn er es wollte, nicht. Aus dem Volke selbst, aus unserem herzensguten, immer bereiten, jedes Opfers fähigen katholischen Volke muß die Hilfe kommen. Rasche

Hilfe, reiche Hilfe tut not, denn durch die Schrecken dieses grauenhaften Elendes ist die Zukunft unserer Hochschulen an der Wurzel bedroht! Lassen wir uns von Berlin nicht beschämen, beherzigen wir das große Beispiel Berlins, folgen wir ihm! Diese Hoffnung, diese sehentliche Bitte, diese Mahnung auszusprechen in dieser feierlichen Stunde halten wir für unsere Pflicht. Möge der liebe Gott unserer zusehentlichen Mahnung, unserer innigen Bitte, meinen armseligen Worten seinen Segen geben!

Das Verlassen der Neze.

Von Dr. Emil Dimmler.

So oft die Welt wahrhaft erneuert wurde, geschah es nicht durch geistreiche Worte, sondern dadurch, daß sich von neuem erfüllte: Sie verließen ihre Neze und folgten ihm nach. Menschenfischer mußten erstehen, die alles verließen, Weib und Kinder, Acker und Haus, die ihre eigene Seele haßten und nur für Gott lebten. Von Gott aus die Welt betrachtend und von Gott aus wirkend gewannen sie die Welt. Zuerst starben sie der Welt und sich selbst ab; gestorben, fuhren sie zum Himmel auf, wo Christus zur Rechten des Vaters sitzt, um von ihm Kraft und Sendung zu erhalten. Vom Himmel aus kehrten sie zur Erde zurück, den Engeln gleichend, die auf der Leiter Jakobs auf und niedersteigen, im Dienste des Gottesreiches stehend. Sie nahmen sich um die Menschen mit einer Liebe an, wie sie die Welt nicht kennt, mit einer Liebe, die durch nichts sich erbittern, durch nichts sich mindern, durch nichts sich auslöschen ließ, mächtigen auch Ströme Wassers über sie hinstulen und sie zu ersticken suchen. Aber so stark diese Liebe war, so klebte sie doch nicht an den Menschen und den Geschöpfen überhaupt, sondern war frei von jeder Fessel, da sie aus dem Himmel stammte, frei, wie sie wahren Kindern Gottes eigen ist, die Christus aus der Sklaverei der Welt erlöst und frei gemacht hat. Solche Welterneuerer waren Augustin, Benedikt, Franz, Dominikus, Ignatius und viele andere, Männer und Frauen, auch unzählige, deren Name uns erst bekannt werden wird, wenn wir das Buch des Lebens einsehen dürfen.

Auch jetzt wird die Welt nur erneuert werden, wenn hochgestimmte Menschen alles verlassen und Christus bis zum äußersten nachfolgen, wenn sie der Welt und sich bis zum letzten absterben und nur mehr für Gott leben, wenn ihr Leben mit Christus in Gott verborgen ist. Nicht nach dem Menschen, sondern nach Gott vollkommen lebend werden sie durch ihr Leben weit mehr noch als durch ihr Wort die Welt strafen und die, die aus der Wahrheit sind, zur Wahrheit, zur Kirche führen; sie werden die Draußenstehenden, soweit sie Kinder des Friedens sind, zur Kirche bringen und die Innensehenden an der Hand nehmen, daß sie immer mehr den Geist des Gottesreiches erkennen und in sich aufnehmen. Diese Menschen werden alles verlassen, indem sie zum Teile den bisherigen Orden sich anschließen und darin den Geist ihres Ordens in der größten Reinheit zu pflegen suchen. Ein anderer Teil von ihnen, vielleicht der größere, wird alles verlassen, indem sie in der Welt ein Kloster bauen. Jeder, der einen tieferen Einblick in das Leben der Geister unserer Zeit hat, steht, wie der Geist Gottes über den Menschen brütel und neues Leben gestalten will; er steht insbesondere, wie mächtig in vielen Herzen der Zug ist, sich in der Welt Gott vollkommen hinzugeben, den Geist der Räte in sich auswirken zu lassen.

Was ist der Geist der Räte?

Der Brennpunkt der 22 Blicke Augustins über den Gottesstaat und den Weltstaat ist der Satz (XIV, 28), in

dem er sie in ihrem innersten Wesen gegenüberstellt: Zweierlei Liebe hat die beiden Staaten gegründet, den Weltstaat die Liebe zur eigenen Person, die bis zur Verachtung Gottes geht, den himmlischen Staat die Liebe zu Gott, die bis zur Verachtung der eigenen Person geht. (Fecerunt civitates duas amores duo, terrenam scilicet amor sui usque ad contemptum Dei, caelestem vero amor Dei usque ad contemptum sui.)“ Er fährt dann fort: „Der eine rühmt sich in sich selbst, der andere im Herrn. Der eine sucht Ruhm bei den Menschen, für den anderen ist der höchste Ruhm Gott, der Zeuge des Gewissens. Der eine hebt sein Haupt empor im eigenen Ruhm, der andere spricht zu seinem Gotte: Du bist mein Ruhm und hebst mein Haupt empor. Jenen beherrscht . . . die Wollust des Herrschens, in diesem sind sich gegenseitig in Liebe dienstbar die Vorgesetzten durch Fürsorge, die Untergebenen durch Gehorsam. Jener liebt in seinen Mächtigen seine eigene Stärke, dieser spricht zu seinem Gotte: Ich will dich lieben, Herr, meine Stärke. In jenem haben dessen Weiße, nach dem Menschen lebend, die Güter des Leibes oder die Güter ihres Geistes oder beide angestrebt, oder die unter ihnen, die Gott erkannt haben, haben ihn doch nicht wie Gott geehrt . . . Im Gottesstaate dagegen gibt es keine andere Weisheit des Menschen als die Frömmigkeit, die in der rechten Weise den wahren Gott verehrt und dabei in der Genossenschaft mit den Heiligen, die sowohl Engel als Menschen umfaßt, als ihren Lohn erhofft, daß Gott alles in allem sei.“ So teilt sich die ganze Menschheit „in zwei Arten, deren eine die umfaßt, die nach dem Menschen leben, während die andere die in sich schließt, die nach Gott leben; wir nennen die beiden Arten in einem übertragenden Sinne die zwei Staaten, das heißt, die zwei Genossenschaftsgesänge der Menschen, von denen das eine mit Gott ewig herrschen, das andere mit dem Teufel ewiger Strafe sich unterwerfen soll“.

Die Liebe zu Gott und damit der Geist der Kirche spricht sich am reinsten in dem Menschen aus, der die Räte befolgt; umgekehrt ist die Befolgung der Räte ein mächtiges Mittel, die Liebe zur höchsten Gut zu entsachen und damit den Geist der Kirche in Fülle zu erhalten, weil sie die Hindernisse der Liebe entfernt. Wer die Räte befolgt, lebt nicht nach dem Menschen, sondern vollkommen nach Gott; er verzichtet ja auf alles, was dem natürlichen Menschen das Leben lieb oder doch erträglich macht, auf Weib und Kind und Eigentum, ja auf den eigenen Willen, was das schwerste ist; er stirbt der Welt und sich ab und kennt nur noch ein Gut, Gott, so daß er in Wahrheit sagen kann: Was habe ich im Himmel und was will ich auf der Erde außer Dir? Du bist der Gott meines Herzens und mein Anteil auf ewig. Wer die Räte befolgt, ist von allem leer geworden, was irgendwie der vollen Hingabe an Gott entgegensteht. Darum kann Gott in eine solche Seele sich ganz eingießen und sie als Werkzeug für die Erneuerung der Welt gebrauchen; in solchen Seelen wirkt sein Geist vollkommen. Menschen dieser Art heiraten nicht und werden nicht verheiratet, sondern leben wie die Engel Gottes, die überallhin Segen bringen; zu jeder Zeit können sie sprechen wie Bruder Franz auf dem Sterbebeiste: Ich segne, so viel ich kann und mehr als ich kann. Wer in ihre Nähe kommt und des Friedens fähig ist, verspürt den Segen, der von ihnen ausgeht und wird zu Gott und seiner Kirche gezogen. So wirken sie als Apostel, auch wenn sie nicht sprechen. Aber sie sprechen auch, wenn der Geist Gottes sie erfüllt; es ist ihnen nicht gleichgültig, daß ihre Brüder und Schwestern draußen in der Kälte frieren und hungern; sie nehmen sie bei der Hand und führen sie zu ihrem Glücke, soweit Gott in seiner Güte es ihnen gibt; sie führen sie zur Kirche.

Darum brauchen wir Menschen, die den Geist der Räte haben.